

## „Windfüttern“

Ein alter steirischer Opferbrauch

Von Leopold Kretzenbacher

„Bekhent, das er an der h. drei khönig nacht, so mann die reiche nacht pflegt zunennen, preßl und andere übergeblibene speißen zusamen in ein neuen topf gethann und selbe deß andern tagß frue vor aufgang der sohnen auf der weith auf ein thorseillen gesezet, den windt damit zufuedern, daß selbiger das ganze jahr hindurch seine gründt und sachen kheinen schaden zuefüegen mögen.“ So hat es der Bäcker und Wirt Georg Hollerspacher aus der Herrschaft Hainfeld bei Feldbach zu Protokoll gegeben, als man ihn am 21. August 1674 in einem der vielen oststeirischen Zaubereiprozesse verhörte.<sup>1</sup> Unter gräßlichen Foltern preßte ihm die grausame Justiz des 17. Jahrhunderts ein Jahr später ähnlich harmlose „Bekennnisse“ der „Zauberei“ zur Förderung seines Brotgeschäftes und zur Wiedererlangung eigener Gesundheit ab, bis er dann „von den Herren Beysüzern einhellig“ zum Tode durch das Schwert verurteilt und dem roten Freimann des Landgerichtes Feldbach überantwortet wurde.

Und doch hatte der Unglückliche nichts anderes getan, als tausend vor ihm und nach ihm taten: in einem magischen Ritus volkläufigen Aberglaubens die Gewalt des Windes und seine zerstörende Kraft insbesondere in den Sturmzeiten der unheimlichen Mittwinternächte zu bannen. Auch war er nicht der erste, der darob von der irdischen Gerechtigkeit zur Rechenschaft gezogen wurde. Fast 130 Jahre vorher, im Jahre 1546, „gestand“ eine von sechs „Hexen“, die Starasuetin, vor dem Stadtrichter zu Marburg an der Drau, eine andere Angeklagte, nämlich „die Latschenbergerin habe aus ihrem Beutel ein Säckchen mit weißem ‚Stupp‘ (staub- oder mehllartige Masse, Pulver) genommen und diesen mit einer hohlen Weinrebe nach allen vier Weltgegenden geblasen, da seien Wind und Wolken vergangen“.<sup>2</sup> Ähnliches wissen die Prozeßakten des 16. Jahrhunderts auch aus anderen Gegenden, so z. B. aus Württemberg zu erzählen, wo ebenfalls die „Hexen“ mittels

<sup>1</sup> Aus dem Archiv des Schlosses Hainfeld bei Feldbach. Abgedruckt bei F. Byloff, Volkskundliches aus Strafprozessen der österreichischen Alpenländer, mit besonderer Berücksichtigung der Zauberei- und Hexenprozesse 1455 bis 1850 (Quellen zur Deutschen Volkskunde, 3. Heft), Berlin 1929, 41f. Vgl. auch E. Keiter, Früh vor Tags. Vaterländische Nachrichten aus der guten alten Zeit. Roseggers „Heimgarten“, II, Graz 1878, 600 ff., bes. 604. Vgl. ferner Fr. Ilwof, Hexenwesen und Aberglaube in Steiermark. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VII, Berlin 1897, 196.

<sup>2</sup> R. Reichel, Ein Marburger Hexenproceß aus dem Jahre 1546. Mitteilungen des Hist. Ver. f. Stmk. XXVII, Graz 1879, 126.

„weißen Pulvers“ Wind und Wolken vertrieben, also wohl auch auf magische Weise ein Mehlopfer dargebracht hatten.<sup>3</sup>

Was wissen denn wir — ach, so aufgeklärten — Kinder unserer technischen Zeit davon, wie sehr die Menschen von einst in der Einsamkeit des Einschichthofes, auf der Hirtenweide und im Hochwalde die Dunkelheit, die Sturmesgewalt und das Gefühl der Verlassenheit bedrängten? Wie dem Menschen die eigene bange Seele in den ungeklärten Gewalten der Natur ganz persönlich jenseitige Wesen entgegentreten ließ, in deren Gegnerschaft er einfach „geworfen“ wurde. Sie zu besänftigen, begann seine erregte Phantasie Mittel krausen Aberglaubens neu zu finden und immer wieder anzuwenden; Mittel, erfüllt von eigener Hoffnung und erprobt allein durch den Glauben an die Richtigkeit des Überlieferten! Mit einem einzigen Druck auf den Lichtschalter erhellen wir das nächtliche Dunkel und scheuchen alle Gespenster fort. Überraschen sie uns ferne der Technik, so übertönen wir unsere Unruhe und Herzensangst mit dem krampfhaften Festhalten an gelerntem Schulwissen physikalischer Gesetze und sonstiger „Naturerklärungen“ . . .

Wo freilich diese Technik dem Menschen nicht zu Diensten steht — und es gibt noch manches hochgelegene Alpendorf, so manchen steirischen Einschichthof, zu dem noch kein Draht Licht, Kraft und Wärme leitet! — dort konnte sich umso leichter der Aberglaube halten, um dessentwillen die untersteirische „Hexe“ von 1546 und der oststeirische „Zauberer“ von 1674 peinlich befragt wurden. Nicht weil ihre Richter so aufgeklärt gewesen wären und ein Exempel gegen die Dummheit hätten statuieren wollen. Das wäre doch zu grausam gewesen. Vielmehr weil letzten Endes auch die Richter an die Möglichkeit der Zauberei geglaubt hatten, sie jedoch als After-Religion, als „Aber-Glauben“ neben den Lehren des Christentums, das solchen heidnischen Ritus verbot, nicht dulden durften . . .

Jedoch im Untergang dieser einzelnen erstarb der Glaube an die magische Wirkkraft des Windopfers nicht für alle. Gerade aus der Oststeiermark sind mancherlei Nachrichten darüber noch nach der letzten Jahrhundertwende auf uns gekommen. Rosa Fischer, die liebevoll „Oststeirisches Bauernleben“ zu schildern verstand, weiß vom einstens heidnischen Opfer am Neujahrstage zu erzählen: „Da wird beim Essen von jeder Speise und Brot ein wenig zu drei Teilen auf einen Teller gelegt und nach dem Essen von einem gläubigen Menschenkinde ein Teilchen ins Feuer gegeben, eins in den Brunnen, eins auf den Garten-

<sup>3</sup> A. Eberhardt, Sitte und Brauch in der Landwirtschaft. Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Nr. 3, 1907, 4; K. Bohnenberger, ebenda Nr. 1, 1907, 21; A. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat, I, Linz 1862, 66.

zaun, auf daß die Elemente Haus und Feld segnen und schonen mögen im neuen Jahr“.<sup>4</sup> Noch immer ist der Brauch im Sausal bekannt, im oberen Murtal und im Mitterennstal. Aus der hohlen Hand läßt sich der Bauer oder die Bäuerin vom Wirbelwind das Mehl stäubend entführen: „Hiaz sull er halt wuhl a gnuha hab'n, der Wind mit sein Kind!“.

Der Sturm bläst freilich zu allen Zeiten im Jahr. In den Mittwinternächten aber, in denen man der Jenseitigen, der Ahnenseelen ehrerbietig und scheu gedenkt, weil sie nach altüberliefertem Volksglauben in diesen Nächten frei umgehen dürfen und sich, nach Wärme und Speise der Lebenden sehnd, den Wohnstätten der Menschen nähern, von denen sie bewirtet werden wollen, in diesen Nächten verbindet sich der Sturm mit Dunkelheit und Kälte zu dreifach gefürchteter Gewalt. So ist der Mittwinter die vorgegebene Zeit des Windfütterns. Nach der letzten „Rauchnacht“, am Dreikönigsmorgen, hatte jener auf den Tod verklagte Oststeirer sein Speisenopfer in einem neuen Topfe auf die Torsäule gestellt. In der Gegend von Rottenmann legte man noch in unserer Zeit am Heiligen Abend, in der ersten „Rauchnacht“ also, ein „Windradl“, einen Brotteigreif von etwa 15 cm Durchmesser, geviertelt durch zwei querüber gelegte Teigstreifen, ein Gebildbrot, das man beim letzten Brotbacken vor Weihnachten bereitet hatte, als Opfer auf die Torsäule.<sup>5</sup> Der Torsäule kommt ja seit eh und je eine besondere Bedeutung zu. Wird doch auf ihr der „Grössing“, das bändergeschmückte Tannenbäumchen, als „Wintermaien“ und Vorläufer unseres Christbaumes zur Mittwinterzeit aufgesteckt und darf sie doch auch am Karsamstag den „Weihkorb“ tragen, wenn weit und breit keine Kirche und keine Kapelle steht, an der ein Priester die Fleischweihe vornimmt.

Ein solches Gebildbrot als Windopfer findet sich in den Alpen nur selten.<sup>6</sup> Mehl und Brosamen, das sind die meistgereichten Opfergaben an den Wind. „Noch heute kommt es in Obersteiermark vor, daß man Mehl in die Luft streut, damit Wind und Wetter Haus und Hof verschonen“, hat Fr. Ilwof 1907 erkundet.<sup>7</sup> „Man glaubt nämlich, den Wind zu mäßigen oder ihn zu stillen, wenn einer Brosamen und dergleichen demselben entgegenwirft“, hat ein anderer im obersteirischen

<sup>4</sup> R. Fischer, Oststeirisches Bauernleben. Wien 1903, 5 f.

<sup>5</sup> H. M. Fuchs, Gebildbrote aus Steiermark. Zeitschrift für Volkskunde, N. F. IV, Berlin 1932, 230 f. (mit Abbildung).

<sup>6</sup> Vgl. jedoch den sinnähnlichen Brauch des Aufsteckens von ungebakenen, aber geformten mehlweißen Laibchen auf Zaunpfähle in Oberbayern. Man nannte dies das „Märzenkalbl-Abstechen“. M. Höfler, Gebildbrote der Faschings-, Fastnachts- und Fastenzeit, Wien 1908, 95 f., bringt den Brauch mit dem antiken Tieropfer der Römer an Boreas, also mit antikem Dämonenglauben in Verbindung.

<sup>7</sup> Fr. Ilwof, a. e. O. VII, 251.

Aflenz erfahren.<sup>8</sup> „Man füllt eine Schüssel mittlerer Größe mit gewöhnlichem Mehle, stellt sie auf eine dem Winde ausgesetzte Torsäule, worauf förmlich Mehlwolken dem Winde Nahrung zuführen“, erfuhr ein Dritter.<sup>9</sup> So läßt auch Richard Billinger in seinem Bauernkriegsdrama „Die Hexe von Passau“ die alte Gamsin im II. Aufzug, ganz im Sinne der bodenständigen Innviertler Überlieferung, sagen: „Muß daheim jetzt meine Ziege melken und dem aufjagenden Wind ein Stüberl Mehl ins Maul werfen.“ Dabei entsprang das menschengestaltige Bild des Windes nicht dichterischer Willkür, sondern ist volkläufiges Gedankengut, wenn auch eine namentliche Personifikation wie im Böhmerwälder Angeltale nur selten vorkommt. Josef Blau, der greise Heimatforscher des deutschen Böhmerwaldes, hat einst zu berichten gewußt: „Man sagt, wenn der Sturm recht heult und pfeift, das sei die Melusina. Sie gilt als Windmutter. Kinder geben Mehl und Brotbröseln auf einen Teller und lassen sie vom Winde wegblasen. Das heißt das Windfüttern. Dazu betet man ein Vaterunser zur heiligen Melusina. Nur wenige Leute hie und da wissen die Geschichte von der Melusina aus irgendeinem alten Volksbuche.“<sup>10</sup>

Auch im Steirischen dachte man sich den Wind als menschengestaltiges Wesen. Hier kommt er aber zerrissen und zerlumpt daher. Rechnet ihm etwa die Volksvorstellung die jagenden Wolkenfetzen als seine Kleider an? Der Abergläubische legte dem Opfer aus Milch und Brot, das man vors Haus stellt, seltsamerweise noch gerne eine Nadel mit Zwirn dazu, damit der Wind seinen Rock oder Mantel flicken kann. Die Hausmutter ordnet beim Sturmwind an: „Leut?, gehts hinaus und füttert den Wind: Fleck, Nadel und Zwirn, daß er seinen Rock flicken kann, Salz und Mehl, daß sein Weibl was z' essen hat.“<sup>11</sup> Vor mehr als hundert Jahren konnte Albert von Muchar, der steirische Historiker, noch sagen: „Das Windfüttern mit Hafer und beigelegter Nadel und Faden ist heutzutage noch unter dem Landvolke gewöhnlich.“<sup>12</sup>

<sup>8</sup> A. Brunnelechner, Chronik von Aflenz, handschriftlich, Stmk. L-Archiv, Hs. 1553, 58 (Unger-Theiß-Collection = UThC des Steirischen Volkskundemuseums).

<sup>9</sup> UThC, nicht datiert, nicht lokalisiert.

<sup>10</sup> J. Blau, Allerlei Glaube und Gesage aus dem Angeltale. Zeitschrift für österreichische Volkskunde XI, Wien 1905, 192. Zur verbreiteten Vorstellung der „Windmutter“, die ein Opfer erhält, vgl. den Volksglauben der Liven, demzufolge man der Windmutter aus frischgebackenem Korn einen Opferbrei bereitet, den man ihr in einer Schüssel auf einen Pfosten (man denke an unser Tor- oder Gattersäulen-Opfer!) stellt und dazu den Löffel in jene Richtung hält, aus der man den Wind wünscht. O. Loorits, Liivi rahva usund (Der Volksglaube der Liven), I. Band. Tartu (Dorpat) 1926, 254. Im übrigen wirken bei der Anthropomorphisierung der Windvorstellungen mancherlei antike Überlieferungen nach. Für den südslawischen Bereich vgl. L. Sadnik, Zur Herkunft der Wind-Vorstellungen und Wind-Bezeichnungen bei den Südslaven. Wiener Slavistisches Jahrbuch, Band I, 1950, 131 ff.

<sup>11</sup> F. Krauss, Die eiserne Mark I, Graz 1892, 54.

<sup>12</sup> A. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark I, Graz 1844, 162.

Außer den Rachnächten kennt der altsteirische Volksglaube noch zwei Termine für das „Windfüttern“ als Besänftigungsoffer. Der Blasiustag (3. Februar) ist der eine, der erste „Hundstag“ soll der andere sein. Es ist alte deutsche Volksetymologie, den Halswehpatron Sankt Blasius auch mit dem Winde in Zusammenhang zu bringen, der so wild einher-„blasen“ kann.<sup>13</sup> Einst stieg der Bauer in der Gegend von Seckau am „Blasitag“ mit einer Schüssel voll Sauerkraut und Bohnen aufs Hausdach, stellte sie zwischen Dach und Rauchfang nieder und machte nach allen vier Himmelsgegenden das Kreuzzeichen.<sup>14</sup> Anderswo vollzog der Bergbauer den gleichen Ritus mit Mehl und Getreidekörnern. In der mittleren Steiermark hingegen aß man — gewiß aus gleicher Gedankenverbindung zwischen dem Blasen des Windes und dem Namen des Heiligen — am Blasiustage Krapfen, „auf daß der Wind nicht die Dächer herabreißt“.<sup>16</sup> Überall scheint der Sinn im wesentlichen derselbe zu sein. So hat ihn ein weststeirischer Bauer vom Herzogberg dem Förster erklärt, der ihn darum befragte: „Ja, wenn das nicht g'schehat, hätt' der Wind schon längst das ganze Dach wegtragen!“<sup>16</sup>

Der andere Termin, von dem uns Peter Rosegger in einer Geschichte aus der Gegend von St. Jakob im Walde erzählt, fällt auf den ersten „Hundstag“, also auf den Beginn der sommerlichen Hitzeperiode. „... es pflegten nämlich die Sennerinnen alljährlich am ersten Hundstag beim Rudenkreuz (dort spielt nämlich die schwankhafte Geschichte) ganze Kübeln Mehl in die Winde zu streuen; sie nannten das ‚Wind füttern‘, damit er gesättigt und versöhnt sei und in Wetterstürmen nicht allzu grausam wüte.“<sup>17</sup> Vermutlich aber hat Peter Rosegger hier eine Überlieferung seiner eigenen Waldheimat im Ausmaße der Opfergabe übertrieben. Sonst erzählt das Volk immer nur von einer Schaufel, einem Teller oder einer Handvoll Mehl, nicht von „ganzen Kübeln“. Vielleicht ist auch der Termin aus dichterischer Freiheit in die Hundstage verlegt, da doch sonst immer nur von den Mittwinternächten, dem Vorfrühling oder den Märztagen mit den Äquinoktialstürmen die Rede ist.

Wie dem auch sei, der Brauch des Windfütterns ist weit und breit

<sup>13</sup> „Einblaseln“ nennt der steirische Volksmund auch das Erteilen des Blasiussegens durch den Priester, der die Benediktionsformel über den Gläubigen spricht. Zur Volks-Etymologie von Blasius-Blasen vgl. Sartori, Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens I, Berlin-Leipzig 1927, Sp. 1363 s. v. „Blasius“.

<sup>14</sup> UThC, s. v. „Windfüttern“.

<sup>15</sup> Jos. Krainz, Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band Steiermark, Wien 1890, 167.

<sup>16</sup> UThC, s. v. „Windfüttern“.

<sup>17</sup> P. Rosegger, Der Küster am Kreuz. Heimgarten XI, Graz 1887, 349.

in deutschen und fremden Landen bekannt. In unserem Bruderlande Kärnten sind die Belege so dicht wie in der Steiermark. Die Heuzieher aus dem Mölltale üben den Windopferbrauch<sup>18</sup> und ebenso die Bergbauern im kärntischen Nockgebiete. Oswin Moro hat in seiner feinen Art die ganze eigenartige Stimmung eingefangen, aus der am Heiligen Abend im Kärntner Bergbauernhof der Ritus des „Windfütterns“ sich wie von selbst aus den anderen Bräuchen zwischen Arbeits-schluß und Feierabendmahl ergibt: „Der 24. Dezember wird zwar noch mit Arbeit begonnen, doch dauert sie nur bis etwa zehn Uhr an. Um diese Zeit wird das Melkschaff, mit Wasser gefüllt, in die Mitte der Rauchstube gestellt und in ihm waschen sich alle Hausleute gleichzeitig die Hände; jeder bemüht sich, nichts herauszutrotzen und möglichst alles ‚hineinzuwaschen‘, alles Wasser dem Schaff zurückzugeben. Dann trägt es die Bäurin unter Gebet ins Freie hinaus und gießt das Wasser dort auf den Rasen oder zur Mauer des Hauses ins Kreuz aus. Nach diesem ‚Zammwaschn‘ knien alle bei den Bänken nieder und beten still. Darauf setzen sie sich zu Tisch, um nach dem üblichen Tischgebet die Speise des Tages, Germnudeln oder Leinölkrapfen, zu sich zu nehmen. Bevor sie aber, die seit dem vergangenen Abend gefastet haben, zu essen beginnen, geben sie noch von der Speise einen Brocken mit ein bißchen Milch und Schmalz in ein Schüsselchen und stellen dieses unter Gebet für den Wind hinaus auf eine ‚Gattersäuln‘ oder auf den Gang oder hinauf auf einen Baum, was sie ‚Windfuattern‘ nennen. Ihm, dem Wind, gehört der erste Brocken an diesem Tage...“<sup>19</sup> Gleiches gilt für einen anderen „heiligen Tag“ im Jahr, für den Karsamstag. Ein anderer liebevoller Beobachter kärntischen Volkslebens, Matthias Maierbruggger, läßt uns ähnlich zu „Ostern am Berg“ einen Blick in eine Kärntner Bauernstube tun: „Um elf Uhr (am Karsamstag) setzt die Bäurin ihrem Gesinde die ‚Tammnudeln‘ (Dampfnudeln) auf den Tisch, welche die Leute ganz tief in süßes Schmalz tunken. Ein Stück dieser leckeren Karsamstagspeise stellt sie mit etwas Milch auf die Gattersäule vor das Haus. Sie füttert den Wind, damit er sich nicht zu toll gebärde, denn ‚geht afn Tafnsamsti der Wind, so geht er bis Pfinngsten, und wann er dort a noch geht, nacher geht er 's ganze Jahr‘.“<sup>20</sup> Aus einer anderen deutschen Landschaft, aus dem Erzgebirge, ist auch noch ein Spruch überliefert, der diesen magischen Ritus des Mehlstreuens zum „Windfüttern“

<sup>18</sup> M. Lexer, Volksüberlieferungen aus Kärnten und Steiermark. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde IV, Göttingen 1859, 300.

<sup>19</sup> O. Moro, St. Oswald ob Kleinkirchheim. Menschen, Sitte, Jahrlaufbrauchtum. Klagenfurt 1951, 181.

<sup>20</sup> M. Maierbruggger, Ostern am Berg. Heimat und Volk, N. F. 8, Graz 1951, Nr. 3, S. 3 f.

begleitete: „Wind, gäh ham zu dein' Kind! / Da hast e' weng Mehl, / Koch nan en Brei / Und bleib dabei.“<sup>21</sup>

Bis zur Gegenwart ist dieser Brauch in Kärnten und Steiermark geübt, zumindest wohlbekannt. Und nicht nur hier in den innerösterreichischen Alpenländern. Ergaben doch noch die Brauchtumsaufnahmen im nachbarlichen Burgenlande in den Jahren 1952/53 eine Vielzahl von klaren Erinnerungen daran.<sup>22</sup> Auch läßt sich der Ritus bis mindestens ins abergläubenerfüllte Spätmittelalter belegen. War er uns in den altsteirischen Hexenprozessen des mittleren 16. Jahrhunderts schon begegnet, so scheint er sich auch schon von einem Holzschnitt von Hans Weiditz, „Die Schatzgräber“ benannt, einer Illustration zum „Trostspiegel“ des Petrarca vom Jahre 1532, ablesen zu lassen.<sup>23</sup> Der Ursprung aber verliert sich im Dunkel frühen Opferglaubens. Nur da und dort spiegelt er sich in mythischen Bezügen sagenhafter Überlieferungen wider. Um günstigen Seewind magisch zu erwirken, hatten einst in Griechenland die Trojafahrer das Opfer Iphigeniens bestimmt. Tieropfer waren es, die man im Norden Odin, dem Herrn über Sturm und Wetter, darbrachte, ihm, der selbst den Namen „Nordwind“ trug.<sup>24</sup> Und das „Windfüttern“ ist nur eines aus der langen Reihe der Elementenopfer, da man sich in gleicher Sorge auch vor Feuerswut und Wassersnot mit stammelndem Gebet und opfernder Gebärde sichern wollte. Und ist es nicht im wesentlichen dasselbe, wenn an die Stelle von Mehl und Salz vereinzelt in der deutschen Volksüberlieferung Aschermittwochasche und Dreikönigsalz im Elementenfüttern trat oder in christlicher Gesinnung das Weihwasser die heidnischen Formen der Segnung, der Abwehr und zum Teil auch des magischen Opfers verdrängte? Soll man doch nach oststeirischem Bauernbrauch in der letzten „Rauchnacht“, in jener vor Dreikönig also, gar mit dreierlei geweihtem Wasser sprengen: mit „Taufwasser“, geweiht am Karsamstag, mit „Stephaniwasser“, geweiht am Kirchenfeste des Erzmärtyrers, und mit „Dreikönigswasser“.<sup>25</sup>

Sicher kommt hier noch ein zweiter Lebensstrang hinzu, aus dem unser Ritus durch die Jahrtausende und gewiß seit vorchristlicher Zeit seine erhaltende Kraft zog, weil die geistigen Grundlagen ihn verpflichtend machten. Hanns Koren hat kürzlich darauf hingewiesen, daß dieses

<sup>21</sup> E. Fehrle, Zauber und Segen. Reihe: Deutsche Volkheit, Jena 1926, 9.

<sup>22</sup> Freundliche Mitteilung von Reg.-Rat Adalbert Riedl, Eisenstadt. Die Materialien liegen im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und im Burgenländischen Landesmuseum.

<sup>23</sup> W. Gaerte, Wetterzauber im späten Mittelalter nach gleichzeitigen bildlichen Darstellungen. Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde III, Bonn 1952, 182.

<sup>24</sup> O. Höfler, Germanisches Sakralkönigtum, I. Band, Der Runenstein von Rök und die germanische Individualweihe. Tübingen-Münster-Köln 1952, 182.

<sup>25</sup> R. Fischer, Oststeirisches Bauernleben. Wien 1903, 8. Zum Brauchtum vgl. L. Kretzenbacher, Rauchen und Sprengen. Zur mittwinterlichen Haussegnung in der Steiermark. Blätter für Heimatkunde XXVIII, Graz 1954, 93 ff.

Mehlopfer an den Wind mit den „weißen Almosen“ zusammenhänge, mit Salz und Mehl, die man den Armen Seelen zu regelmäßigen Zeiten auf den Stubentisch oder ans Fenster stellte.<sup>26</sup> Hier ist der Weg zum „Torsäulenopfer“ oder dem Gabenkorb für die „Toten“, in deren Namen und Recht die „Armen“ im Umkreis der christlichen Geistigkeit getreten sind, wirklich nicht allzu weit. Freilich bleibt es vorerst offen, ob das Armen-Seelen-Opfer auch in seiner vorchristlichen Sinngebung und Gestalt als „Totengabe an die Umziehenden“ nicht dennoch eine Weiterentwicklung darstellt, eine, die sekundär ist gegenüber dem Elementenopfer an Wind und Sturm. Daß also das Urerlebnis des schutzlos Umtohtseins doch stärker ist als die Überlegung, daß in diesem beängstigenden Sturm die Ahnenseelen mitzögen. Trotzdem aber bleibt es sicher, daß auch unser magischer Ritus des Elementenopfers mehr als eine einzige Wurzel hat. Darin gleicht er fast allen übrigen Bräuchen, die immer noch geübt werden, gleichviel, ob sie sinnenleerte Schaustellung, gewohnheitsmäßige Übung sind oder aber unwittert vom nachwirkenden Seelenzustand derer, denen er Halt und Hilfe zu geben bestimmt war und die ihn uns überlieferten.

Wirklich seltsam, wie „hinterwäldlerisch-abergläubisch“ erscheint uns heutigen, uns „aufgeklärten“ Menschen dieser Opferritus, mit dem unsere Vorfahren den Aufruhr der Lüfte besänftigen wollten. Wir glauben längst nicht mehr an Wotan und seine Wilde Jagd, an die Kindertoten-seelen im Gefolge der Frau Percht und an die Hunde, die im nächtlichen Geisterzuge kläffen. Darüber sind wir hinaus, fühlen wir uns erhaben.

Aber sind wir es wirklich? Wir, die es „so herrlich weit gebracht“? Reiten sie nicht auch heute wieder, die apokalyptischen Reiter, daß wir trotz aller künstlichen Helle nur schauernd in die Nacht ringsum zu schauen wagen, aus deren Dunkel sie hervorbrausen, die Reiter Maschinenkrieg, Daseinsangst und Jenseitsbängnis, die uns die kalten Schauer über den Rücken blasen. Wie werden wir sie besänftigen, die noch ungeahnten Kräfte der Natur oder gar jene, die wir zu unserm Unheil schon entdeckt haben; vor deren Wüten wir heute schon genau so bangen wie unsere Vorfahren vor dem nächtlichen Sturmesheulen. Wird sich auch unser ängstlich erregtes Gemüt mit dem demütig bittenden Ritus des Elementenfütterns aus der freigebigen Hand und ihrer segnenden Gebärde beruhigen lassen? Oder wird uns hochmütig Gewordenen die Kraft des Glaubens fehlen, die hinter jenem uns heute so einfältig scheinenden „Windfüttern“ stand?

<sup>26</sup> H. Koren, Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung Arme Seelen — Arme Leute. Graz 1954, 129 f.